



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Marigny griff in die Tasche und händigte der Alten eine Münze ein. Er sah nicht, wie seine Tochter mit einer ihr sonst fremden Hast das Siegel erbrach, das Papier auseinanderfaltete und die Schrift überflog. Er sah auch nicht, wie sich ihre Wangen röteten.

Von wem? fragte er, als die Wittib das Gemach wieder verlassen hatte.

Von Willeroi.

Und was schreibt er?

Hier, Vater, lesen Sie selbst! Sie gab ihm den Brief und trat an das Fenster. Es war, als habe sie eine innere Erregung vor dem Vater verbergen wollen.

Dieser ließ sich auf einem Stuhle nieder, pußte erst sorgfältig das Licht und laß dann:

Meine Freundin! Soeben bin ich hier angekommen und war so glücklich, im Gasthose Ihre Adresse zu erfahren. Morgen früh werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen und Ihrem Herrn Vater meine Aufwartung zu machen.

Henri von Willeroi.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Kaiser im Vatikan. Wie man aus den ausführlichen Berichten italienischer Blätter ersehen kann, hat der Besuch des Kaisers im Vatikan am 3. Mai in Rom den tiefsten Eindruck gemacht. Schon die Pracht des kaiserlichen Aufzugs von der preussischen Gesandtschaft im Palazzo Odescalchi aus, die von dem bescheidenen Auftreten König Eduards des Siebenten sehr abstach, war ungewöhnlich. „Ein neuer Karl der Große schien vom päpstlichen Rom Besitz zu ergreifen.“ „Gerade dadurch hat Wilhelm der Zweite gezeigt, welche tiefe Kenntnis er von der Stimmung im Vatikan hat, der für diese außerordentlichen Kundgebungen sehr empfänglich ist.“ Dabei ist unsers Erachtens zweierlei noch besonders bemerkenswert. Der Kaiser kam nicht nur als Oberhaupt Deutschlands, sondern auch als Schirmherr aller deutschen Katholiken. Das zeigten eine große Schar rheinischer Pilger, die ihn mit deutschen Bannern und Abzeichen vor der kleinen Kirche Santa Marta beim deutschen Friedhofe (dem uralten Camposanto) an der Südseite der Peterskirche unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz“ jubelnd begrüßten, und der Empfang durch fünf reichsdeutsche zur Zeit in Rom anwesende Bischöfe im Vatikan, denen sich der Rektor der doch unter österreichischem Protektorat stehenden deutschen Nationalstiftung Santa Maria dell' Anima angeschlossen hatte. Sodann markierte das Königreich Italien bei dieser Gelegenheit wieder sehr energisch, daß Rom seine Hauptstadt sei; denn obwohl der Kaiser im eignen Wagen fuhr, so bildeten doch auf dem ganzen Weg italienische Truppen Spalier, und königliche Carabinieri begleiteten den Zug bis an die Pforten des Vatikans. So war gerade dieser Aufzug geeignet, Rom und der Welt, besonders auch den deutschen Pilgern zu zeigen, daß Italien einerseits sein Recht auf Rom unerschütterlich festhält, andererseits dem Papste die vollste Freiheit des Verkehrs auch mit auswärtigen Fürsten und Pilgern läßt, daß also die Gefangenschaft nichts ist als eine durchsichtige Fiktion. Indem ihm der Kaiser eine neue Gelegenheit gab, diesen Beweis zu führen, hat er zugleich dem engbefreundeten Königreich Italien und dem Vatikan einen wahren Dienst erwiesen, denn praktisch müssen sich beide eben doch vertragen.

Der mailändische „Corriere della Sera“ fügt noch eine merkwürdige Betrachtung hinzu: „Der Besuch Wilhelms des Zweiten im Vatikan fand in einem psychologischen Augenblick statt, in einem Augenblick, wo Frankreich dabei ist, den Bruch mit dem Papsttum zu vollenden. Jetzt träumt der deutsche Kaiser davon, in Europa und in Rom die von Frankreich aufgegebene Stelle einzunehmen und es in seinem religiösen Einfluß auf die Welt abzulösen.“ Ob er davon „träumt“? Liegt nicht dieser Gedanke sehr nahe, liegt er nicht gewissermaßen in der Richtung der ganzen heutigen Entwicklung? Oder soll Deutschland eine sich ihm ungesucht vielleicht bietende Gelegenheit, seinen Einfluß auszudehnen, unbenutzt lassen, nur weil die Sache so manchem Protestanten verdächtig und bedenklich vorkommt? Wir protestantischen Deutschen müssen uns eben abgewöhnen, in dem Papsttum eigentlich etwas Unberechtigtes zu sehen. Was geht es uns noch an, daß Luther in einer Zeit des heftigsten Kampfes den Papst gelegentlich für den leibhaftigen Antichrist gehalten hat und dabei einer phantastischen mittelalterlichen Vorstellung gefolgt ist, die noch etwas weniger tatsächlichen Grund hatte, als die ebenfalls mittelalterliche Vorstellung vom Priesterkönig Johannes? Eine historische Macht, die so alt ist wie das Papsttum, trägt schon in ihrem Dasein das Recht des Daseins in sich. Wir müssen uns ebenfогut abgewöhnen, in unsern katholischen Mitbürgern nur deshalb schlechtere Deutsche zu sehen, weil sie ihr kirchliches Zentrum, von dem sie sich nun einmal nicht trennen wollen, außerhalb Deutschlands haben. Gerade die Zerfahrenheit der protestantischen kirchlichen Verhältnisse, wie sie jetzt wieder bei den Erörterungen über einen deutsch-evangelischen Kirchenbund höchst unerbaulich hervortritt, muß ihnen den Wert ihrer einheitlichen Kirchenverfassung recht nachdrücklich vor Augen führen. Die Hunderte deutscher Pilger, die dem Kaiser in Rom nicht nur an der Peterskirche, sondern auch bei der Rückkehr von Monte Cassino am 5. Mai und wieder bei der Abfahrt von Rom am 6. Mai unter dem nationalen Banner gehuldigt haben, waren doch wohl keine schlechten Deutschen. Dergleichen wäre freilich in den Jahren des Kulturkampfes und noch lange nachher gewiß nicht möglich gewesen, und es ist doch wohl ein großer, der nationalen Einheit förderlicher Fortschritt, daß das möglich geworden ist. Dazu aber gehört auch ein gutes Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst.

Einen ganz andern Charakter als der Besuch des Kaisers im Vatikan trug seine Anwesenheit in der ehrwürdigen Benediktinerabtei Monte Cassino am 5. Mai. Daß ihn die großartig liebliche Landschaft, die sich da unter der goldnen Sonne eines herrlichen Frühlingstages immer weiter vor ihm aufstet, je höher der Wagenzug auf der prächtigen Straße den stolzen Regenberg, der die mächtige weiße Klosterburg trägt, hinaufsteigt, in lebhaftes Entzücken versetzt, ist selbstverständlich, aber Nebensache. Die Hauptsache war doch, daß nach Jahrhunderten wieder ein deutscher Kaiser die uralte Abtei betrat, die so lange in so engen Beziehungen zu den Trägern der mittelalterlichen Kaiserkrone gestanden hatte, die auch heute wieder einen Deutschen, den Hessen Bonifatius Krug aus Fulda, zum Abte hat und wertvollen künstlerischen Schmuck aus den Händen deutscher Benediktiner von Beuron empfangen hat, daß er aber nicht als ihr Oberherr, sondern als Bundesgenosse des Landesherren, des Königs von Italien, und an dessen Seite erschien. Denn damit wurde dargetan, daß die römische Kirche als solche keineswegs die Beziehungen zu dem Hause Savoyen abgebrochen, daß sie sich dem großen „Kirchenraube“ von 1866 stillschweigend gefügt hat — außer in Rom, wo sie noch protestiert. Deshalb trat bei dem Besuch des Kaisers im Vatikan der prinzipielle Gegensatz zwischen dem Papsttum und dem Quirinal wieder hervor, in Monte Cassino war er verschwunden. Der Abt Krug hat ja auch in der Ansprache an die Majestäten besonders betont dürfen, daß die Benediktiner von Monte Cassino ihre Schüler (im Priesterseminar und im Gymnasium) zur Frömmigkeit und zur Vaterlandsliebe erziehen. Und doch ist Monte Cassino durch die Einziehung des größten Teils seiner reichen Güter sehr hart getroffen worden. Die Italiener sind eben zu kluge Leute, als daß sie

sich um abstrakter Prinzipien willen die Köpfe einschlagen, das überlassen sie lieber andern Völkern; sie selbst ziehen eingeständner oder nicht eingeständnermaßen einen modus vivendi vor.

Das Widerstreben Englands gegen Deutschland im mittlern Orient. Die Abneigung der englischen Politiker und Geschäftsleute gegen Deutschland hat in Sachen der Bagdadbahn einen Sieg erfochten. Wohl hört man, daß die deutschen Kapitalkräfte nun in Verbindung mit den befreundeten geschäftlichen Kreisen in Frankreich, Belgien und der Schweiz den Bau jetzt allein vornehmen wollen, doch muß das erst abgewartet werden, denn von der englischen Beteiligung war dreierlei erwartet worden: 1. die Zusage, daß die englische Regierung einer Fortführung der Bahn bis Koweit kein Hindernis bereiten werde, 2. daß sie bei geeignet günstigen Anerbietungen die indische Post über die Bagdadbahn lenken werde, 3. daß sie einer Erhöhung der türkischen Zölle die ihr vertragsmäßig freistehende Zustimmung nicht versagen werde. Wie zum Beispiel ohne Erledigung des dritten Punkts die Pforte imstande sein soll, die kilometrische Garantie zu leisten, ist dunkel. Die Bagdadbahn ist allerdings durchaus kein politisches Unternehmen Deutschlands; an die törichten Träume deutscher Hitzköpfe, Kleinasien und Mesopotamien zu kolonisieren, denkt kein Staatsmann. Nur insofern kann man dem Projekt einen gewissen politischen Charakter zusprechen, als es zur Hebung der Lebensfähigkeit der Türkei beitragen würde; im übrigen aber ist die Bagdadbahn ein rein geschäftliches Unternehmen. Die ihr in den Weg gelegten Schwierigkeiten treffen die Unternehmer und die Hohe Pforte, aber nicht die deutsche Politik. Gleichwohl empfindet man es auch in politischen Kreisen, daß die politische Verstimmung Englands den Bahnbau einstweilen verhindert. Es gehört das mit zu den Folgen des Verhaltens einer Schule von Hitzköpfen, die sich von ihrer allgemeinen Abneigung gegen England und ihrer Burenfreundschaft zu weit hatten hinreißen lassen.

Welcher Grad von Haß gegen die Deutschen daraus entsprungen ist, das lehrt Tag für Tag die englische Presse bis zu ihren ersten Organen hinauf. Es gibt eine wohlorganisierte Schule von englischen Politikern, die mit russischen Intriganten nahe befreundet ist und zusammenwirkt, die mit rastlosem Eifer einen völligen Ausgleich des englisch-russischen Gegensatzes anstrebt, um Deutschland politisch und wirtschaftlich zu bekämpfen. Man ging so weit, dem englischen Volke zu empfehlen, Persien geradezu dem russischen Bären als Beute zuzuworfen; dadurch werde man diesen in einen angenehmen Nachbar Indiens verwandeln. Denn seine Sehnsucht nach Häfen an den warmen Weltmeeren sei doch nun einmal unstillbar. Er werde über Persien an die Gestade des Indischen Ozeans vordringen, unaufhaltbar, und England werde sich besser dabei sehen, wenn es sich damit abfinde, als wenn es einen nutzlosen Widerstand entwickle. Wenn Rußland Persien habe, so werde es aufhören, Englands Stellung in Indien zu bedrohen. Dieser Plan war denn nun aber doch dem politischen Publikum Englands etwas zu kühn und zu phantastisch; es kam zu einer Verhandlung im Parlament, und alle Redner zeigten sich dabei als Gegner des Plans. Einmütig war man dafür, daß England seine Machtstellung im Persischen Golf behaupten müsse. Ein Jahrhundert lang habe England dort ohne Widerspruch die Polizei geübt, als weder Persien noch die Türkei noch die unabhängigen arabischen Scheichs der Küste irgend etwas hätten tun können. Daraus gehe nicht nur eine Vormachtstellung Englands, sondern geradezu dessen Herrschaft hervor; diese müsse, wenn nötig, mit hohen Opfern behauptet werden. Auch den Handel Englands mit Persien müsse man schützen. Seitdem haben mehrfach die Minister die Gelegenheit ergriffen, diese Gedanken programmatisch zu entwickeln.

Man wendet sich aber nicht allein gegen Rußland, sondern auch gegen Deutschland, dem man die Absicht zuschreibt, durch die Bagdadbahn nach dem Persischen Meerbusen vorzudringen. Wenn nämlich die vorgegaukelten Pläne feindlicher Mächte

nur gehörige Dimensionen annehmen, so fällt das sonst so nüchterne englische Publikum gerade so gut seiner Leichtgläubigkeit zum Opfer wie das französische. Die Kleinigkeit, daß zwischen dem Deutschen Reich und dem Persischen Golf nicht nur eine Eisenbahnstrecke von Konia bis Roweit herzustellen ist, sondern daß sich auch noch auf eine Strecke von dreitausend Kilometern die Großmacht des habsburgischen Staates und die durch den Widerstreit der Mächte geschirmte Türkei einschließen, überspringt die britische Gespensterseherei. Es gibt in England sogar seltsame Phantasten, die eine Ausdehnung Deutschlands auf diese ungeheure, von widerspenstigen Völkern bewohnte Strecke für möglich halten und sie ihren Landsleuten empfehlen. So Sir Harry Johnston, ein der deutschen Sprache mächtiger ehemaliger englischer Konsul oder Diplomat, in der Londoner Finanzchronik. In Deutschland sind seine Ergüsse auf keiner Seite ernst genommen worden.

Zu der oben berührten Schule englischer Publizisten, die vor Deutschland gruselig machen, um ihre Landsleute zu einer Verständigung mit Rußland zu veranlassen, gehört Sir Rowland Blennerhassett, ein Mann, der das Deutsche vollkommen beherrscht, und dessen Gemahlin eine sehr angesehene deutsche Schriftstellerin ist. Zu den vielen Organen, wo er sich vernehmen läßt, gehört The National Review, ein wahres Hauptquartier der englischen und der russischen Deutschenhasser. Auch die als politische Intriganten wohlbekannten Herren Wesseltzky und Tatischeff trifft man dort; Frau Olga Nowikoff schreibt vielleicht unter einem Pseudonym oder ist sonst an der geistigen Beeinflussung beteiligt. Nachdem Sir Rowland mit der Zettelung, Persien an Rußland zu bringen, damit dessen Gegensatz gegen England aufhöre, und man sich in holder Eintracht gegen Deutschland wenden könne, vorläufig abgeblüht ist, versucht er es auf andre Weise. Das Maiheft der National Review bringt einen Artikel von ihm: The German March to the Persian Gulf, worin wenigstens die Feindschaft gegen Deutschland üppige Blüten treibt.

Bei der Bekämpfung des englischen Handels in Persien durch ein „Subventionssystem“ Deutschlands (wo es nämlich kein solches gibt), Frankreichs und Rußlands ist es, so schreibt er, schwer zu glauben, daß jemals eine englische Regierung den Forderungen zustimmen werde, die die deutschen Kapitalisten für die Beteiligung Englands an der Bagdadbahn gestellt hätten. „Daß die französische Regierung diese unterstütze, ist ebenso unglaublich. Italien ist insofern interessiert, als es sieht, daß die Bahn, einst ausgeführt, die Tendenz haben wird, den Handel von ihm ab und der östlichen Route zuzulenken. Obgleich es die Teilnahme Englands an der Bahn für England und Rußland unmöglich machen würde, jemals zu freundschaftlichen Beziehungen zu kommen, als sie gegenwärtig sind, so folgt daraus nicht, daß Deutschland und Rußland nicht zu einem Kompromiß gelangen möchten. Wenn die Eisenbahn, wie sie es nach dem gegenwärtigen Schema müßte, in deutschen Händen bliebe, so würde Deutschland dadurch in eine Lage versetzt, in der es jederzeit mit Rußland verhandeln könnte. Einige Leute glauben, daß schon jetzt Verhandlungen zwischen diesen Mächten im Gange sind. Ich kann nichts darüber sagen. Das ist jedoch gewiß: es wäre die wildeste Täuschung, wollte man sich einbilden, daß nach der Errichtung dieser Bahnlinie Deutschland ein Interesse daran haben würde, Rußland daran zu hindern, an den Persischen Golf zu gelangen. Gerade das Gegenteil ist wahr. Wenn Deutschland durch seine Stellung in Kleinasien und in der Türkei den russischen Marsch ans Ägäische Meer versperrt (?), so ist es sicher in seinem Interesse, seinem nördlichen Nachbar zu einer reichlichen Entschädigung in Mittel- und Ostasien für enttäuschte Hoffnungen in Westasien und Südosteuropa zu verhelfen, und zwar auf Kosten Englands, Frankreichs oder irgend einer andern Macht. Ein Kompromiß zwischen Deutschland und Rußland scheint mir eine unbedingte Gewißheit zu sein, wenn die in dem Bagdadbahnunternehmen wurzelnde Politik erfolgreich sein sollte.“

„Man muß sich immer erinnern, so fährt Blennerhassett fort, daß seit der Errichtung des deutschen Kaiserreichs die auswärtige Politik Preußens die Politik

Deutschlands geworden ist. Wer mit einiger Aufmerksamkeit der preussischen Politik während des neunzehnten Jahrhunderts gefolgt ist, weiß sehr wohl, daß nach der Austreibung Österreichs aus dem Deutschen Bund ihr Ziel die Ausdehnung des deutschen Einflusses auf Holland ist (?). Dieses wird eine wachsende Notwendigkeit werden mit der Entwicklung der Seepolitik des Kaisers, die in Deutschland, sogar in Bayern, immer populärer zu werden scheint. Wenn sie erfolgreich ist, muß deutscher Einfluß in Holland herrschend werden (?). Das ist völlig unbestreitbar (?). Obgleich dieser Einfluß nach und nach durch kleine und möglichst unscheinbare Mittel wie Post- und Zollunionen, auch eine maritime und vielleicht eine militärische Konvention, also alles Maßnahmen, die einer Offensiv- und Defensivallianz entsprechen würden, erreicht werden könnte, so kann kein Zweifel sein, daß ein ernstlicher Versuch gegen die Unabhängigkeit Hollands höchst widerwärtige Verwicklungen für Deutschland im Gefolge haben würde, wenn es nicht der Freundschaft und vielleicht der Unterstützung Rußlands sicher wäre. Auch liegt die Möglichkeit von Verwicklungen im österreichischen Kaiserstaat vor. Verschiedne Fragen kämen dann auf einmal obenauf, bei denen Rußlands Hilfe oder Neutralität für Deutschland entscheidend werden könnte. Bei der Wichtigkeit Hollands für seine maritimen Pläne und bei einer etwaigen Krisis in Österreich, die Deutschland den Zugang zum Adriatischen Meer in Triest ermöglichen könnte, ist es leicht einzusehen, daß es für Deutschland ein entscheidendes Interesse sein würde, zu einem vernünftigen Arrangement mit Rußland zu kommen, kraft dessen Deutschlands Interessen an der Bagdadbahn an Kommittenten Rußlands übertragen werden könnte. Dies würde Rußland die Herrschaft über die Bahn geben, und wenn es seine eigne Eisenbahn, die jetzt am Arasfluß (in Transkaukasien) endet, nach Bagdad fortsetzen könnte, so würde es den Persischen Golf in Koweit erreichen — vorausgesetzt, daß England den deutschen Vorschlägen zustimmte.“

Soweit Sir Rowland Blemerhasset. Es ist leicht nachzuweisen, in welchen Widersprüchen sich seine Gedanken bewegen. Persien will er den Russen einräumen, damit sie an den Indischen Ozean kommen und dadurch zufriedne und angenehme Nachbarbarn Indiens werden. Die Bagdadbahn will er verhindern, weil Rußland durch sie an den Persischen Golf kommen könnte. Auf dem einen Wege will er die Engländer verlocken, Rußland an das warme Meer zu lassen, auf dem andern will er die Engländer vor den deutschen Plänen gruselig machen, weil diese die Russen an dasselbe warme Meer führen könnten. Stimmung gegen Deutschland zu machen, ist das maßgebende Ziel seiner von vielen seiner Landsleute gebilligten Agitation. Österreich-Ungarn und Italien sucht er gegen Deutschland mobil zu machen, obgleich diese Länder sehr wohl wissen, wie sehr England die Gefahr einer russisch-französischen Übermacht im Mittelmeer dadurch vergrößert hat, daß es seinen traditionellen Wachtposten am Bosporus geräumt hat. Ebenso sucht er die Welt vor deutschen Plänen auf Holland zu warnen, obwohl in Deutschland selbst alle Politiker von durchdringender Einsicht dahin einverstanden sind, daß durch eine solche Annexion, auch wenn Holland seine bisherige kräftige Abneigung in eine ebenso kräftige Zuneigung verwandelte, unser Vaterland mehr an Verteidigungspflichten als an Verteidigungsmitteln gewinnen würde.

Hätte man es mit einem politischen Freischärler zu tun, so brauchte man sich um diese Dinge gar nicht zu kümmern. Aber gegen Deutschland ist die Stimmung Englands ziemlich einmütig. In den letzten fünf Jahren hat Deutschland an England einen leidenschaftlichen Gegner gewonnen, der nur auf die Gelegenheit lauert, ihm einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Das war ein Gewinn, ebenso übel wie unnötig. Eine Hauptursache davon sind die großspurigen, alle Welt herausfordernden Reden und Zeitungsartikel einer kleinen Partei, die in ihrem Größenwahn nicht bedenkt, daß außer Deutschland auch noch andre Mächte auf der Welt sind.*)

E. fitzer

*) Siehe auch den volkswirtschaftlichen Teil.

Politische Lyrik. Gottfried Keller hat einmal seine Ansicht über die patriotische oder nationale Lyrik seiner Zeit recht knapp und genau ausgesprochen. Er findet darin überall fast eine gewisse Verschwommenheit und Gedankenarmut und wünscht deshalb sowohl größere Bestimmtheit als auch Mannigfaltigkeit der Motive. Vor allem gelte es, eine Reihe von sittlichen Ideen und geschichtlichen Charakterzügen, die das vaterländische Leben bestimmen, in plastische Gestalt zu bringen. Dieses Urteil (vom 25. Oktober 1858) ist bezeichnend genug. Es ist kaum ein Jahrzehnt nach der Periode ausgesprochen worden, die man wohl als die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik bezeichnet, und wenn man die bunte Fülle der Erscheinungen und die rege Teilnahme des Publikums aller Stände in Betracht zieht, auch so bezeichnen darf. Freilich den positiven Forderungen Kellers würde aus der übergroßen Zahl dichterischer Kundgebungen dieser Zeit nur ein bescheidener Bruchteil wirklich genügen. Es klingt viel zu viel rauschende Programmusik für den Tagesbedarf daraus entgegen. Weit eher würde ihnen die jüngste Publikation der Goethe-Gesellschaft entsprechen, die großartige „Aristeia Deutschlands,“ deren gedankenreicher, weitschauender Entwurf nicht nur für Schillers Dichtergröße, sondern ebenso sehr für die Würde und hohe Bestimmung seines Volkes ein erhebendes Zeugnis ist. Aber wenn man auch die politischen Dichtungen dieser Periode an solchem impulsiven Entwurf nicht messen darf, an Temperament und Mannigfaltigkeit der Gedanken und Ausdrucksformen herrscht gewiß kein Mangel. Denn die ganze Aufgeregtheit einer leidenschaftlich bewegten Zeit, all das Wünschen und Verwünschen, das Fluchen und Segnen, das Hoffen und Drohen findet einen eignen Widerhall. Ein bezauberndes, agitatorisches Element lebt in dieser Dichtung. Man konnte eben, wie auch Hebbel anerkannte, „in Deutschland nicht länger Weilschen begießen oder sich in den farbigen Schmelz des Schmetterlingsflügels vertiefen, während man in Frankreich und England den Gesellschaftsvertrag untersuchte und an allen Fundamenten des Staats und der Kirche rüttelte.“ Aber während man jetzt das Verdienst dieser politischen Lyriker, den Blick für die Forderungen der Gegenwart geschärft und den Übergang vom Abstrakten zum Konkreten gefördert zu haben, kaum noch bestreitet, wird ihre Bedeutung für unsre nationale Entwicklung, ihre vorbereitende Arbeit für den Aufbau eines machtvollen, einigen deutschen Kaiserreichs noch vielfach unterschätzt. Allerdings muß man aufmerksam und unerbrossen sein, wenn man aus dem oft betäubenden Gewirr von gellenden Kampfesfanfaren und Sturmglöckengeläut, von schwungvollen Deklamationen und ernüchternden Erörterungen, von zornsprühenden Gehässigkeiten und jauchzenden Prophezeiungen immer die reinen und lebensvollen Töne heraus hören will. Um diese nicht eben leichte Aufgabe hat sich Christian Pezet in seinem Buche: Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850 (München, S. F. Lehmanns Verlag, 1902) mit Erfolg bemüht.

Der Verfasser will damit ebenso einen Beitrag zur deutschen Literatur wie zur Nationalgeschichte bieten. Im Grunde genommen aber ist er weniger ein ästhetischer als vielmehr ein politischer Apologet. Die lyrische Dichtung dieses Zeitraums als wirkende Kraft für die „geistig-sittliche Vorbereitung und Grundlegung des deutschen Nationalstaats“ zum allgemeinem Verständnis zu bringen, ihren Wert „für die künstlerische und die literarische, wie für die staatliche, gesellschaftliche und allgemeine Entwicklung unsers Volkes“ zu offenbaren und zu würdigen, ist sein Ziel. Das hat er aber durch seine eingehende Übersicht trefflich erreicht. Denn er zeigt nicht nur in der geschickt getroffenen Auswahl schärfer als je zuvor die auf die Zukunft deutenden Reime, sondern liefert auch zu seinen Proben einen ausgiebigen, lehrreichen Kommentar, der ebenso über die dichterischen Individualitäten wie über zeitgeschichtliche Voraussetzungen orientiert.

Eine geschichtliche Einleitung erweitert und vertieft die schon von Brutz gegebene Verteidigung, dann charakterisiert er die Dichtungen über den „freien deutschen Rhein“ genauer, die nach Nikolaus Beckers Rheinlied, das durch seinen ungeheuern

Erfolg dem schlichten Gerichtsschreiber zwar ganz unerwartete Berühmtheit, aber zuletzt auch den Fluch der Lächerlichkeit einbrachte, die Hochflut der politischen Lyrik herbeiführten. So sorgsam aber der Verfasser gesammelt hat, es ist natürlich nicht möglich, bei einem so weitausgreifenden Darstellungsversuch immer lückenlos und fehlerfrei zu sein, auch wenn man sich auf das Beste und Charakteristischste beschränkt. Das hat sich der Verfasser selbst am wenigsten verhehlt; deshalb seien ihm einige Ergänzungen zu diesem Kapitel zunächst nicht vorenthalten. Eine allerdings mehr gut gemeinte als dichterisch annehmbare Nachahmung von Beckers zündendem Protestruf versuchte auch der königlich preussische Regierungs- und Medizinalrat a. D. Karl Georg Neumann unter der Überschrift „Nachtrag zu Beckers Rheinliede“ (Gedichte, Aachen, 1841. S. 102):

Die Mosel sollen sie auch nicht haben,
Die eilet zum deutschen Rhein.
Es sollen sich späte Geschlechter noch laben
Am vaterländischen Wein,
Der auf der Felsenreihe spriekt,
Durch welche die liebliche Mosel fließt.

Über diese Prosaicimerei erhebt sich der Poet auch in den folgenden Strophen nicht recht, wenn er zum Beispiel mit pathetischem Ton versichert:

Sie ist des deutschen Rheines Braut,
Durch Gottes Hand ihm angetraut.

Gegen solche und ähnliche Ergüsse erhob unter anderm auch ein hohenzollern-treuer Preuze seine „Rüge,“ die sich inhaltlich überdies eng mit der vom Verfasser mitgeteilten schroffen Abwehr von Wilhelm Cornelius berührt (S. 29). Es ist der Arzt Dr. Kreuzwieser, der 1847 zu Königsberg eine Sammlung von Dichtungen, auch politischer Natur, unter dem Titel „Die Zeitlose“ erscheinen ließ, worin er S. 183 zu schelten anhebt:

Was faselt ihr vom Rheinverlust,
Was schimpft ihr die Franzosen?
Halt ein mit eurem Lieberwust,
Hört einmal auf zu kosen
Vom sogenannten deutschen Rhein,
Von deutschem Schutz- und Zollverein.

Darauf fährt er positiv, aber dichterisch ebenso wie grammatisch unbefriedigend, fort:

Den deutschen nennt ihr Vater Rhein
Mit seinen Nebenhügeln?
Ach! wollt ihn erst vom Joch befrein,
Vom Druck der gall'schen Zügeln;
Entseffelt ihn, hebt auf den Zoll,
Wenn euch er angehören soll.

Ja, er lenkt sogar nachdrücklich die Blicke vom Westen nach einer weit mehr bedrohten Stelle:

Was schaut ihr ängstlich nach dem Rhein?
Von Osten bringt Gefahr herein.

Auch zu dem Epigramm gegen die zahllosen Kompositionen des Beckerschen Rheinliedes ist mir noch ein Pendant begegnet in Gukłows „Epigrammen und Xenien,“ die übrigens eine ziemliche Anzahl satirischer Spitzen gegen politische Zustände enthalten. Es findet sich unter der Bezeichnung „Der deutsche Rhein“ (Gesammelte Werke, Frankfurt a. M., 1845. I, 280):

Saben soll'n sie ihn nicht, sie soll'n ihn nicht haben, so lange
Zu dem Beckerschen Lied man noch die Arie sucht.

Dort steht auch ein andres Epigramm auf „Den freien deutschen Rhein.“

Zu Kapitel III bis IX nimmt dann der Verfasser die Charakteristik der wichtigsten Vertreter der politischen Lyrik vorweg, führt dann in schier unabsehbarem Zuge die politischen Dichter Österreichs und der deutschen Kronländer, Preußen, Schlesien, Sachsen und Norddeutsche, Bayern und Franken, Schwaben, Rheinländer, Elsäßer und Schweizer vor unsre Augen und schließt mit einem Überblick über ungenannte und pseudonyme Dichter, über versifizierte Volks- und Zeitungsstimmen. Der Verfasser bewahrt immer ein besonnenes Urteil, obgleich sich eine gelinde Überschätzung bemerkbar macht, insofern er unter anderem das Epitheton „genial“ gar zu freigiebig schenkt. Die Charakteristiken der Chorführer sind bei allem Wohlwollen, das ihnen der Verfasser entgegenbringt, doch mit anerkennenswerter Unparteilichkeit entworfen. Ja mir scheint die Abfertigung, die der kerndeutsche, urwüchsige Spötter Hoffmann von Fallersleben wegen seiner boshaften, aber doch nicht ganz unberechtigten Sticheleien gegen den preußischen Militarismus erfährt, unverdient schroff zu sein, zumal da unmittelbar darauf die „grundehrliche patriotische Triebkraft“ der gesamten oppositionellen Tätigkeit des Autors der „Unpolitischen Vieder“ ausdrücklich hervorgehoben wird.

Dagegen hätte die hervorragendste politische Publikation des geistreichen und weltmännischen Frontladers Franz Dingeldey, die „Vieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ (Hamburg, 1841), nach ihrem literargeschichtlichen Werte genauer beurteilt werden können. Auch Friedrich Hebbel, nicht eben ein Freund dieser Richtung, gesteht ja seine besondere Freude über diese frischen und treffenden Satiren rückhaltlos ein: „Diese merkwürdige Produktion, die bedeutendste von allen hierher gehörigen und fast die einzige von bleibendem Gehalt, unterschied sich nämlich von den übrigen, daß sie, weit entfernt, sich im Ausspinnen allgemeiner Ideenphantome oder im Konstruieren von oben herab zu gefallen, sich kühn und mutig auf die Erscheinungen warf und diese mit sicherer Hand ins rechte Licht rückte.“

Ohne jede Voreingenommenheit beurteilt der Verfasser auch den neuerdings oft auffällig gering eingeschätzten blendenden Rhetoriker Georg Herwegh, den Abgott und Herold des jüngern Geschlechts, ohne für seine großen Mängel blind zu sein. Wichtig wird namentlich der negative Grundzug seiner Freiheitsidee betont: „Bekämpfung des geistigen, kirchlichen, sozialen, politischen Zwanges und Drucks.“ Daß er, der Träger von „der Dichtung Goldstandarte“ nach Freiligraths Wort, schon lange vor dem verunglückten Einfall ins badische Gebiet so gut wie ein toter Mann war, zeigt zum Beispiel auch ein Sonett Gutzkows „An G. Herwegh,“ zu Neujahr 1843 (Gesammelte Werke I, 264), worin ihm im Hinblick auf die Philisterneigen, die von den „Bundesmahlen“ seines Triumphzugs zurückgeblieben seien, tröstend zugerufen wird:

Verfluch die Töne deiner Zaubergeige!
Das ist ein Volk, der Dichterhand nicht wert!
Wie hat sich das im Nu so umgekehrt!
Erst straßendreist und nun so straßenfeige!

Ganz unachtsam aber liest Kreuzwieser dem „falschen Propheten,“ der bei Nacht und Nebel flüchtete, in seiner vorhin genannten Gedichtsammlung den Text (S. 209 f.).

Zu Herwegh ist der besonnene und gebildete Stettiner Robert Prutz ein eigner Gegensatz mit seiner maßvollen Opposition, die auch unpoetische Formeln nicht verschmähte, aber doch erfüllt ist von zukunftsfromem Idealismus:

Wir streuen doch zu Taten,
Zu künftigen, die Saaten —
Nun mag die Frucht beraten
Der allerhöchste Gott!

Hohe Anerkennung spendet der Verfasser ferner der poetischen Kraft und der charaktervollen Persönlichkeit Freiligraths, der im Vorwort seines revolutionären

„Glaubensbekenntnisses“ (1844) nicht energisch genug darauf hinweisen konnte, daß seine unerwartete, rücksichtslose Wandlung ein Fortschreiten und eine Entwicklung sei, kein „Übertritt und buhlerischer Fahnentausch“ und ebensowenig ein leichtfertiges „Häuschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind.“

Ungebührliche Nachsicht aber erfährt nach meiner Auffassung Heinrich Heine, dessen antinationale, zerstörende Zerstörungspoese weniger den wirklich geistreichen Spötter als den eiteln und rohen Pasquillanten oder niedern Zyniker verrät. Heines sonstige lyrische Vorzüge in allen Ehren, aber als politischer Satiriker ist er im höchsten Falle nur „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will“ und — doch manchmal das Gute schafft. Denn von einer positiven Kritik zeigt er nichts. Ganz anders ist der letzte der großen lyrischen Vertreter der politischen Dichtung, Emanuel Geibel, bei dem der Verfasser ein überraschend reiches realpolitisches Verständnis nachweist. Er stehe durchaus auf nationalem und christlichem Boden, königstreu und monarchisch gesinnt.

Zu dem umfassenden Überblick, den der Verfasser sodann bietet, hält er sich mit Recht entsprechend kürzer und strebt weit mehr danach, anzudeuten als auszuweisen. Diese Zusammenstellungen sind um so willkommener, als er hier nicht selten aus schwer zugänglichen Gedichtsammlungen schöpfen mußte. Im ganzen gibt der Verfasser eher zu viel als zu wenig. Die Wahl oder die Beschränkung war gewiß oft nicht leicht.

Dennoch sind manche Proben doch viel zu unbedeutend und tragen kaum die bescheidenste Farbenshättierung bei. Hier hätte manchmal ein kräftigeres Zugreifen genützt und Raum für wertvolle Rundgebungen geschaffen, die bis jetzt noch keine Berücksichtigung erfahren haben. Dazu rechne ich vor allen Dingen eine Reihe gehaltreicher Dichtungen des am 14. September (nicht Oktober) 1817 zu Hujum gebornen Nordfriesen Theodor Storm, dessen patriotische Lyrik auch heutigentags leider noch oft nicht die Wertschätzung findet, die sie mit Zug und Recht verdient. Der Dichter selbst hatte auch guten Grund, auf diese Verse, die ihm wie Erz zu dröhnen schienen, stolz zu sein. Man höre nur sein siegesgewisses „Oktoberlied“ (Sämtliche Werke. Braunschweig, 1901. VIII, 191):

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoßt an und laßt es klingen!
Wir wissens doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Oder sein prächtiges Gedicht „Ostern“ (1848. VIII, 237), worin er erzählt, wie er beim Klange der Osterglocken am Meeresdeich daheim gestanden habe, während der neue Lenz prophetisch über das Land gezogen sei.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingwind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und warte nicht, du feste Heimaterde!

Alle Zuversicht vereinigt sich aber zu dem triumphierenden Zurufe in der Schlußstrophe:

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Auch an den forttreibenden, begeisternden Aufruf, den er 1863 veröffentlichte,

und der wuchtig und stark die Gemüter wachrief, darf noch kurz erinnert werden („Gräber in Schleswig.“ VIII, 263 f.). Ebenso hätte ich gern gesehen, wenn wenigstens eins der patriotischen Sonette angeführt worden wäre, die Alexander Graf von Württemberg 1843 unter dem Titel „Wegen den Strom“ zum Besten des Wölner Dombaus veröffentlichte, ohne seinen Namen zu nennen. Denn ein für Deutschlands Macht und Herrlichkeit glühender Sinn findet darin seinen erhebenden Ausdruck. Zum Beweise zitiere ich das fünfte von den Vaterlandsgeichten (Reclam'sche Ausgabe S. 258):

Mein Vaterland, wie bist du doch zerrissen!
Was nützt dich deine Kunst, dein vieles Wissen?
Wie haben deine Feinde sich beflissen,
Zu reizen dich mit allen Argernissen.

Du trägst ein Kleid von achthunddreißig Farben,
Noch bluten deine Krieger an den Narben,
Die sie im schlimmen Bruderkrieg erwarben,
Und viele Tausend auf dem Schlachtfeld starben.

Noch unbekannt bist du im eignen Meere,
Hast keine Flotte, die für dich sich wehre,
Und keine Flagge weht zu deiner Ehre.

Doch Mut gefaßt! Der Sturm hat angeschlagen
Die Glocken der Geschichte! Wer wird zagen?
Jetzt gilt es frisch zu handeln und zu wagen!

Zum Schluß erwähne ich noch ein charakteristisches Zeitgedicht des Wiener's Heinrich Ritter von Levitschnigg „An die Dichter meiner Zeit“ (Gedichte, Wien, 1842, 11 f.):

Reimt nicht wie Nachtigallen
Beständig Schmerz auf Herz;
Der Reim muß anders schallen,
Er heißt: Sei fest wie Erz!

Dann wecke das Lied den Funken, der zünden müsse: „Tat!“ Aber wenn auch die rettenden Taten, die die deutsche politische Lyrik dieser Jahre hervorrufen wollte, zunächst nur zum politischen Schiffbruch führten, so ist doch der Einfluß der Dichtung für die Folgezeit nicht fruchtlos geblieben. „Hierin liegt ihre hohe nationale Bedeutung, der ihr ästhetisches Schwergewicht zwar nicht überall die Waagschale halten kann, aber doch ein weiteres Moment hinzufügt, das uns mit Freude und Erhebung auf die großen geistigen Kämpfe zurückblicken läßt, die uns erringen sollten, was wir jetzt mit Stolz unser eigen nennen: ein mächtiges, einiges Deutsches Reich.“

Leipzig

Otto Ladendorf

Zu der Frage des deutsch-evangelischen Kirchenbundes hat jetzt auch die Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz, eine Vereinigung streng lutherischer Elemente in und außerhalb Deutschlands, auf einer Versammlung in Dresden Stellung genommen. Sie wagt den Gedanken nicht geradezu abzulehnen, fürchtet aber den übermächtigen Einfluß der unierten altpreußischen Landeskirche auf Bekenntnis und Verfassung der andern und verlangt deshalb 1. „daß die Beschlüsse der Vereinigung ohne verbindliche Kraft für die einzelnen Landeskirchen gefaßt werden,“ 2. daß die Leitung der Vereinigung in gewissen Zeiträumen durch freie Wahl bestimmt, der Sitz jedenfalls nicht in die Reichshauptstadt verlegt werde, und nimmt endlich einen engern Zusammenschluß der lutherischen deutschen Landeskirchen unter sich in Aussicht, die lutherischen „Freikirchen“ inbegriffen. Über den zweiten Punkt wird sich reden lassen, die Annahme des ersten aber würde den Kirchenbund sofort zur Ohnmacht verurteilen, also wertlos machen; die Durchführung des letzten Vorschlags würde alte Gegensätze künstlich wieder beleben und das evangelische Deutschland noch mehr zerreißen. Davor bewahre uns der Himmel!

*

